

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

**Band:** 4 (1954)

**Heft:** 4

**Bibliographie:** Kurze Hinweise = Brèves notes bibliographiques

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## KURZE HINWEISE BRÈVES NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

*Jahrbuch der Stadt Linz 1953.* Hg. von der Stadt Linz. Druck- und Verlagsanstalt Gutenberg, Linz 1954. LXXXVIII u. 656 S. — Das Jahrbuch der Stadt Linz für das Jahr 1953 enthält gemäß Resolution der ersten Nachkriegskulturtagung in einem ersten Teil eine auf statistischer Basis beruhende Kulturchronik der Stadt von der Zeit vom 1.9.52—31.8.53. Im Vorwort gibt der Bürgermeister dem Jahrbuch die Sinndeutung einer historischen Quelle, deren Art wir am besten mit dem «Zürcher Taschenbuch» vergleichen könnten. Es führt die Neuanschaffungen des Stadtarchivs auf, vor allem die wertvollen Briefwechsel aus Familienchroniken, die uns in der Schweiz ja meist schwer zugänglich sind. Dann finden sich Angaben und Arbeiten über die sog. «Linzerverordnungen» des Gewerbe- und Handwerkerstandes aus dem 16. Jahrhundert, die auch für Schweizer Historiker wertvoll sein können, die sich mit der Wirtschaftsgeschichte im süddeutschen und österreichischen Raum unter Einschluß der Schweiz zu befassen haben. Die weiteren Arbeiten führen uns zur Hauptsache in die Wirtschaftsgeschichte, weil auch in Österreich erkannt wurde, daß sie im Vergleich zur politischen Geschichte stark vernachlässigt worden sei — eine Feststellung, die auch für die Schweiz zutrifft. Heinz Zatschek gibt uns unter dem Titel «Handwerk und Hausbesitz in Linz zwischen 1595 und 1800» eine methodisch wie wissenschaftlich gleich wertvolle Einführung in die Erschöpfung neuer wirtschaftlicher Quellengruppen, als deren wichtigste er die Testamente und Verlassenschaftsabhandlungen empfiehlt, die uns zusammen mit den Steuerbüchern in der Tat neue Resultate über den Lebensstandard der Gewerbetreibenden vermitteln. In ebenso wertvollen Beiträgen sind Fragen des Münz-, Geld- und Medaillenwesens sowie das Fernstraßensystem des vorderösterreichischen Raumes behandelt. Das sehr umfangreiche Werk wird daher vor allem den Wirtschaftshistorikern von großem Nutzen sein, aber auch allen andern, die sich mit Spezialgebieten der österreichischen Geschichte beschäftigen.

Alfred König

G. CARNAT, *Das Hufeisen in seiner Bedeutung für Kultur und Zivilisation.* ABC-Druckerei und Verlag AG, Zürich 1953. 160 S. mit 40 Ill. — Der Titel des Buches ist insofern irreführend, als der Verfasser nicht eigentlich die kulturelle und zivilisatorische Bedeutung des Hufeisens aufweist, sondern vielmehr den Versuch unternimmt, zu zeigen, daß der Hufbeschlag mit

Nägeln weder aus einer grauen Vorzeit stammt noch von den Kelten erfunden und an die Römer weitergegeben wurde. Auf Grund von zahlreichen Stellen aus der archäologischen, historischen und kunstgeschichtlichen Literatur und auf Grund eigener biologischer Überlegungen kommt Carnat zum Schluß, das Hufeisen sei eine Erfindung des Mittelalters. Das wichtigste Ergebnis des ganzen Buches ist zweifellos, daß auch mit den Mitteln und Methoden, die dem Verfasser zur Verfügung standen, über die Frage nach dem Ort und dem Zeitpunkt der Erfindung des Hufeisens nichts Sicheres auszumachen ist.

H. Burkhardt

OTTO STOLZ, *Geschichte des Zollwesens, Verkehrs und Handels in Tirol und Vorarlberg von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*. Schlern-Schriften, Bd. 108, Innsbruck 1953. 315 S. — Ähnlich wie die Schweiz haben auch die beiden vorderösterreichischen Lande Tirol und Vorarlberg infolge ihrer Mittellage zwischen Deutschland und Italien, den im Mittelalter und in der Neuzeit so bedeutungsvollen Handelspartnern, im europäischen Verkehrsnetz eine wichtige Stellung innegehabt. Vor allem die durch diese Gebiete führende Brennerpaß-Straße, aber auch die Reschenpaß-Straße, vermittelten den umfangreichen Güteraustausch zwischen Nord- und Südseite der Alpen mit den beiden großen Handelsstädten Venedig und Augsburg als Kernpunkte. Otto Stolz hat es in der vorliegenden Arbeit unternommen, die bisher nur bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts einigermaßen bekannte Verkehrs- und Handelsgeschichte Tirols und Vorarlbergs zu ergänzen und bis ins 20. Jahrhundert fortzusetzen. Dabei macht er uns mit einer großen Fülle unveröffentlichter Quellen bekannt, so daß das Werk eine reiche Fundgrube für den Wirtschaftshistoriker darstellt. Dies gilt besonders für den ersten Teil des Buches. Hier werden die zahlreichen handels-, verkehrs- und fiskalpolitischen Probleme des Zollwesens sehr eingehend dargelegt. Der zweite Teil, der wegen der Vielfalt der angeschnittenen Probleme und in Anbetracht des großen Zeitraumes etwas summarischer ausgefallen ist — vielleicht mag dies z. T. auch am Quellenmaterial liegen —, befaßt sich mit den übrigen Problemen der Verkehrs- und Handelsgeschichte dieser Gebiete. Auch diese werden, wie diejenigen des Zollwesens, vor allem durch die Brennerstraße beherrscht: Straßenbau, Markt-, Niederlags- und Frachtwesen, Personenverkehr, Gasthaus- und Postwesen usw. Dabei finden wir die Erkenntnis, die wir aus der Verkehrsgeschichte unserer Schweizer Alpenpässe gewonnen haben, bestätigt, daß die transalpinen Verkehrsstraßen äußerst wichtige Lebensadern des von ihnen durchzogenen Gebietes darstellten. Nicht nur bildete der Güter- und (in neuerer Zeit natürlich auch der mit ihm zusammenhängende) Personenverkehr eine wichtige Einnahmequelle eines Großteils der Bevölkerung, sondern er verschaffte auch dem Staat in Form von Zöllen und ähnlichen Verkehrsabgaben einen wesentlichen Teil seiner Einkünfte und förderte außerdem den Absatz der eigenen Gewerbecprodukte. Durch das Buch von Stolz ist die Verkehrsgeschichte Tirols und Vorarlbergs zweifellos um einen wesentlichen Beitrag bereichert worden.

W. Baumann

WALTHER HUBATSCH, *Eckpfeiler Europas. Probleme des Preußenlandes in geschichtlicher Sicht*. Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg 1953. 141 S. — In

einem Sammelband legt der Verfasser, einer der besten Kenner der nordost-deutschen Geschichte, verschiedene Aufsätze vor, die als Ganzes eine historische Würdigung Preußens unter fesselnden Einzelaspekten ergeben. «Preußenland» bedeutet ja ursprünglich die durch Kolonisation erschlossene Landschaft des heutigen Ostpreußens; erst im Laufe geschichtlicher Wandlungen hat dieser Begriff weltgeschichtliche Umrisse und damit seinen umstrittenen Charakter angenommen.

Hubatsch behandelt zunächst die geschichtliche Stellung des deutschen Ritterordens und schildert dessen missionierende Landnahme; am Beispiel des Hochmeisters Winrich von Knipprode werden die Probleme der inneren Organisation und der auswärtigen Beziehungen des Ordens im 14. Jahrhundert deutlich. Die Studie über den Ausgang des Ordensstaates in Preußen hebt die entscheidende und für die preußische Entwicklung verhängnisvolle Bedeutung des 1466 mit Polen geschlossenen Vertrages hervor: außenpolitische Bedrängnisse haben neben der innerkirchlichen Reformbewegung in dem Hochmeister Albrecht 1525 den Entschluß reifen lassen, das Ordensgebiet in ein weltliches Herzogtum umzuwandeln. Verf. betont indessen die Kontinuität in der Verwaltungsorganisation, wiewohl er sich kritisch gegen die Annahme eines Weiterlebens des Ordensgeistes im Preußischen Staate, wie es Oswald Spengler und Moeller van den Bruck wahrzunehmen glaubten, verwahrt: «Ein Staatsbewußtsein moderner Art hat der Orden nicht geprägt und auch nicht weiter vermittelt» (S. 76). In dem Aufsatz «Beamtentum und Staatsprobleme im Zeitalter der Steinschen Reformen» weist Hubatsch wohl auf die starken Impulse hin, die von der Aufklärung ausgingen; Montesquieu wurde von den preußischen Beamten viel gelesen, und Theodor von Schön konnte einmal erklären: «Durch England wurde ich erst ein Staatsmann» (S. 87). Darüber hinaus aber sind, gespiesen von den Universitäten Göttingen und Königsberg, geistige Strömungen eigener Art hervorgebrochen; «auf historisch geprägtem Boden» erwachsen die Reformen von 1807, die der Verf. auf Grund der bekannten Forschungen in straffen Zügen zusammenfaßt. Während die Skizze «Preußen und die Ostsee» die mitunter wellenförmig verlaufene Entwicklung der preußischen Marinepolitik historisch umreißt, leitet die Schlußbetrachtung über «Ostdeutschland als europäisches Problem nach 1945» bereits in aktuelle Bereiche über, sich stellenweise zu eindringlicher Mahnung steigend.

Die einzige Frage, die wir noch stellen möchten, betrifft den Titel. Warum «Eckpfeiler Europas»? Gewiß gehören Königsberg und Danzig geschichtlich anderen Zusammenhängen an, als Riga oder Warschau, aber es sind doch im einen wie im anderen Falle europäische Zusammenhänge. Daß Preußen darin eine historisch notwendige Funktion verrichtet und damit «im Dienste eines höheren Zwecks zum Wohle Europas gestanden» hat (Vorwort), darf Hubatsch, dessen Band den hohen Stand der Ostforschung in Deutschland eindrucklich belegt, mit vollem Recht hervorheben. Peter Stadler

ALFONSO SILVESTRI, *Il Commercio a Salerno nella seconda metà del quattrocento*. Vol. 1° della Collana storico economica del Salernitano pubblicata dalla Camera di Commercio, Industria e Agricoltura, Salerno 1952. 186 S. — Schon seit längerer Zeit ist uns namentlich durch die Arbeiten von G. Barbieri und

G. Mira die Wirtschaftspolitik der Visconti und Sforza im Herzogtum Mailand näher bekannt. Vornehmlich die Sforza verfolgten eine Industrie- und Handelspolitik, die schon stark merkantilistische Züge aufweist.

Nach der ersten Verschwörung der Barone im Königreich Neapel suchte auch Ferdinand I. von Aragon die durch die Auseinandersetzungen mit den Anjou und dem Adel stark mitgenommene Wirtschaft seines Landes durch geeignete wirtschaftspolitische Maßnahmen zu heben. Durch Gewährung von Privilegien verschiedenster Art sowie durch Zollvergünstigungen beabsichtigte der Fürst, Einheimische und Fremde zu veranlassen, Kapitalien in der Industrie des Königreichs zu investieren; er selbst ging mit dem guten Beispiel voran, indem er einzelne Unternehmen durch Gewährung von Darlehen unterstützte.

Andererseits war es das Bestreben Ferdinands, den Gütertausch mit dem Auslande zu fördern, indem er den Messen von Salerno seine besondere Protektion angedeihen ließ. Diese waren schon 1259 durch König Manfred ins Leben gerufen worden, jedoch besitzen wir erst aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Quellenmaterial, das uns einen annähernden Begriff von deren Bedeutung zu geben vermag. Bei diesen regelmäßig im Mai und September stattfindenden Märkten, insbesondere bei den Septembermärkten, die eine Dauer von 10 Tagen hatten, scheint es sich um Messen internationalen Charakters gehandelt zu haben, an denen fremde Kaufleute aus Mittel- und Norditalien, aus Katalonien, Frankreich, Deutschland, England und Schottland nicht nur weitgehenden Schutz, sondern auch völlige Handelsfreiheit nebst Zollvergünstigungen genossen.

Verkauft wurden an den Messen von Salerno von den Fremden neben anderen Waren vor allem Wolltuche aus Florenz, ferner solche südfranzösischer, katalanischer und englischer Provenienz. Gekauft wurden von ausländischen Messebesuchern in erster Linie Getreide und Seide. Die Angaben, die Silvestri über Art und Umfang der gehandelten Waren machen kann, sind jedoch recht unvollständig, denn erhalten geblieben ist lediglich das Register eines einzigen Neapolitaner Notars aus dem Jahre 1478, das hierüber Auskunft gibt. Sehr lückenhaft ist auch das Bild, das wir uns auf Grund dieses Notariatsregisters vom Einzugsgebiet dieser Messen machen können. Zahlreich vertreten sind einheimische und fremde Kaufleute aus Neapel, ferner solche aus Florenz und Genua, während nur einige wenige Besucher vermutlich direkt aus Südfrankreich und Katalonien kamen. Gänzlich fehlen Besucher aus Sizilien und aus den Städten östlich des Apennins. Dabei haben wir allerdings dem Umstande Rechnung zu tragen, daß im Mittelalter in romanischen Ländern ein einzelner Notar nur einen bestimmten, eng begrenzten Kundenkreis hatte. Infolgedessen können die dem erwähnten Notariatsregister entnommenen Daten weder erschöpfende Auskunft über das Einzugsgebiet dieser Messen noch über den an diesen getätigten Gütertausch geben. Dennoch dürfen wir Silvestri dankbar dafür sein, uns mit demjenigen Quellenmaterial bekannt zu machen, das bisher über die Messen von Salerno während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erschlossen worden ist.

Walter Bodmer

*Archiv für Reformationsgeschichte*, herausgegeben von Gerhard Ritter, Harold Grimm, Roland H. Bainton und Heinrich Bornkamm, Jahrgang 42,

Heft 1/2, 288 S. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1951. — Es rechtfertigt sich, in der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte nachdrücklich auf das Neuerscheinen des Archivs für Reformationgeschichte hinzuweisen, das 1903 von Walter Friedensburg begründet und 1933 von dessen Nachfolger, Gerhard Ritter, auf eine erweiterte Basis gestellt wurde, dann aber 1944 bis 1950 aus äußeren Gründen von der Bildfläche des wissenschaftlichen Lebens verschwinden mußte. Schon kurz nach Ende des Krieges hatte der Freiburger Profanhistoriker Ritter zusammen mit den Kirchengeschichtlern Bornkamm-Heidelberg und Rückert-Tübingen die Frage ventiliert, wie die angesehene, in den Wirren des deutschen Zusammenbruchs untergegangene Zeitschrift eine Wiedergeburt erleben könne. Das Wagnis einer Neuherausgabe wäre wohl unterblieben, hätte nicht die amerikanische Society for Reformation Research ein tatkräftiges Interesse für die Pläne der deutschen Reformationshistoriker gezeigt. Es kam zu Verhandlungen, die zu dem erfreulichen Beschlusse führten, das Archiv für Reformationgeschichte gemeinsam herauszugeben, und zwar als internationale zweisprachige Zeitschrift, die den interessierten Gelehrten aller Nationen zur Mitarbeit offen stehen will. Das Programm des neuen und vielversprechenden Unternehmens ist sehr weitgesteckt. Die Reformationgeschichte soll nicht mehr eine Spezialdomäne der Theologie- und Dogmenhistoriker sein, so dringend notwendig auch deren Mitarbeit bleiben wird. Darum ist die aus zwei amerikanischen und deutschen Universitätshistorikern von Rang und Namen bestehende Schriftleitung darauf bedacht, die Zusammenarbeit zwischen den Geschichtswissenschaftlern der verschiedensten Forschungsrichtungen zu gewährleisten und die Wirtschafts- und Sozialgeschichte ebenso zu Worte kommen zu lassen wie die politische, die Rechts- und allgemeinè Geistesgeschichte.

Mit Spannung nimmt man nach solch verheißungsvollen programmatischen Erklärungen die zu einem stattlichen Band vereinigten ersten beiden Hefte der neuen Folge des Archivs für Reformationgeschichte zur Hand. Und wahrhaftig, auch der anspruchsvolle und kritische Leser wird nicht enttäuscht. Er findet in deutscher Sprache u. a. eine knappe, zuverlässige, die Linien bis zum neuzeitlichen Staatsgedanken ausziehende Darstellung der theologisch fundierten Sozialordnung Calvins aus der Feder Erik Wolfs. Clemens Bauer steuert eine wohldokumentierte Studie über Melanchthons Naturrechtslehre bei und läßt dergestalt zu einer interessanten und aufschlußreichen Konfrontation der politischen Ethik des philippistischen Luthertums mit derjenigen des Calvinismus ein. Spalatins Bedeutung für die Reformation und die Organisation der lutherischen Landeskirche legt Irmgard Hoëß in einem schönen Aufsatz dar, der auch ein interessantes Licht auf die Stellung Friedrichs des Weisen zu Martin Luther wirft. Von den englisch geschriebenen Beiträgen, denen jeweils eine Zusammenfassung in deutscher Sprache beigegeben ist, dürfte Dannenfeldts Studie «Some Observations of Luther on Ancient Pre-Greek History» die besondere Aufmerksamkeit des Kulturhistorikers finden.

Alles in allem ein reichhaltiger, für die Zukunft des Archivs für Reformationgeschichte vielversprechender Band.

Arthur Rich

HANS-JÜRGEN WORRING, *Das Fürstenbergische Eisenwerk Hammereisenbach*. Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Heft 14,

Allensbach/Bodensee 1954. 136 S. — Die vorliegende Schrift dürfte zunächst infolge ihrer mustergültigen Gliederung einen weiteren Kreis von Historikern interessieren. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, die Geschichte des Hüttenwerkes Hammereisenbach von 1523—1867 darzustellen, sondern läßt es sich nicht nehmen, auch die Wandlung der betriebswirtschaftlichen Methoden während dieser Zeitspanne einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Diese Wandlung zeigt übrigens eine gewisse Parallelität mit der Entwicklung in der Eidgenossenschaft, indem im Zeitalter des Merkantilismus hier wie dort der Staat, resp. der Landesherr, für kürzere oder längere Zeit einzelne Bergbau- und Hüttenbetriebe in Regie übernahm.

Weiter ist bemerkenswert, daß wir unter den privaten Pächtern des Werkes von Hammereisenbach einen Bürger von Stein a. Rh., einen Zürcher und zwei zu diesem Zwecke assoziierte Basler finden. Basler waren bekanntlich auch mitbeteiligt bei der 1681 erfolgten Gründung des Hüttenwerkes Albbruck, wie umgekehrt die Fürstenbergische Verwaltung längere Zeit die Eisenerzgruben im Kanton Schaffhausen ausgebeutet hat.

Der Schweizer Historiker hätte in dem sonst recht umfangreichen und vollständigen Literaturverzeichnis einen Hinweis auf die Geschichte der Stadt Laufenburg von K. Schib gewünscht, die Angaben über die linksrheinischen Eisenerzgruben und die Hammerwerke am Rhein zwischen Laufenburg und Basel enthält, welche letztere gegen Ende des 15. Jahrhunderts recht zahlreich waren. Erst im 16. Jahrhundert begann eine allmähliche Verlagerung des Schwerpunktes des Abbaus und der Verhüttung von Eisenerz in der Tafeljura-Schwarzwald-Zone vom linksrheinischen nach dem rechtsrheinischen Gebiet, während umgekehrt im Kettenjura, namentlich im Territorium des Fürstbischofs von Basel, die Gewinnung von Eisen im 17. und 18. Jahrhundert einen beträchtlichen Aufschwung nahm. Walter Bodmer

CHARLOTTE PETER, *Die Saline Tirolisch Hall im 17. Jahrhundert*. Bd. 5 der Sammlung «Wirtschaft, Gesellschaft, Staat», Europa-Verlag, Zürich 1952. 119 S. — Durch diese kurze, sorgfältige wirtschaftsgeschichtliche Studie erhalten wir zum ersten Male einen Überblick über die technischen, sozialen und ökonomischen Zustände in der Saline Hall in Tirol — einer der wichtigsten Salzbezugsquellen der alten Eidgenossenschaft. Die Darstellung gilt einem industriellen Betrieb, der seit seiner Eröffnung im 13. Jahrhundert bis heute stets ungefähr eine gleich große Produktion, gleiche Arbeitsbedingungen und ähnliche wirtschaftliche Verhältnisse aufwies. Diese die älteren Salzwerke im allgemeinen kennzeichnende außerordentliche Stabilität und Traditionsgebundenheit gehört auch zu den auffallendsten Merkmalen der Geschichte der Tiroler Saline Hall. Mehr oder weniger ernsthafte Versuche hinsichtlich wirtschaftlicher oder technischer Verbesserungen waren durchwegs ohne nennenswerten Erfolg. Entweder scheiterten sie an der Abneigung der Salinenleute gegenüber Neuerungen oder an der Unzulänglichkeit des Projektes selber. Für den Fortschritt hemmend wirkte sich bis ins 19. Jahrhundert hinein auch die patriarchalische, bürokratische Organisation des Betriebs aus, mit dem Landesfürsten an der Spitze und zahlreichen, häufig fachkundigen Unterinstanzen im Gefolge. Der unrationell geführte Betrieb im Verein mit kostspieliger Solegewinnung bewirkte, daß in Hall zwar gutes, aber teures Salz produziert wurde. Um so leichter war es deshalb für andere

Salinen (Reichenhall, Salins) seit Anfang des 17. Jahrhunderts auf den auswärtigen Absatzmärkten, besonders in den östlichen Teilen der Schweiz, erfolgreich in den Konkurrenzkampf einzugreifen. Hall büßte im Laufe des 17. Jahrhunderts seine Stellung als erster Salzlieferant der Schweiz ein. Daran vermochten auch die in diesem Jahrhundert stärker einsetzende Reglementierung und staatliche Förderung — der Einfluß des Merkantilismus —, die zunehmende «rechnerische Durchdringung» der Verwaltung der Saline, kaum etwas zu ändern. Die große volkswirtschaftliche Bedeutung — leider wurde diesem Problem von der Verfasserin etwas zu wenig Beachtung geschenkt — ergibt sich schon daraus, daß die Saline Hall mit ihren mehreren hundert Arbeitern und Angestellten noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus ihrem Reingewinn rund ein Drittel sämtlicher Staatsausgaben des Landes Tirol bestritt.

W. Baumann

JOHN LOCKE, *Essai sur le pouvoir civil*. Texte traduit, présenté et annoté par Jean-Louis Fyot. Préface de B. Mirkine-Guetzévitch et Marcel Prélot. Paris, Presses universitaires de France, 1953. 1 vol., XVI + 223 p. — Dans la seconde série, consacrée aux «Grandes doctrines politiques», de l'excellente *Bibliothèque de la Science politique*, dirigée par les professeurs B. Mirkine-Guetzévitch et Marcel Prélot, M. J.-L. Fyot vient de faire paraître une nouvelle traduction française du célèbre *Essay concerning the True Original, Extent and End of Civil Government* de John Locke. Traduit d'abord en 1691, par David Mazel, une année après sa parution à Londres, réédité maintes fois au cours du XVIII<sup>e</sup> siècle, ce traité n'avait plus été publié, en France, depuis 1802 (reproduction de la traduction de Mazel). Aussi faut-il savoir gré à M. Fyot d'avoir donné aux lecteurs français la première version complète et fidèle de cette œuvre fameuse, restituée dans une forme rajeunie, en tenant compte de l'évolution du vocabulaire politique et juridique.

En effet, les anciennes traductions datent d'une époque où il n'existait pas encore de terminologie française du droit constitutionnel. Pour ne citer qu'un exemple, le titre même du livre était fort improprement rendu par «gouvernement civil», expression trop liée à la notion courante moderne de *pouvoir exécutif*. En traduisant «civil government» par «pouvoir civil», M. Fyot a restitué au terme anglais de «government» le sens exact qu'il a chez Locke et il a ainsi donné à l'œuvre du penseur anglais sa portée véritable.

Dans une pénétrante introduction, le traducteur, à la lumière des travaux récents, serre de près la pensée politique de Locke, analyse les éléments constitutifs de l'*Essai* et décrit d'une manière nuancée l'influence du philosophe anglais sur Montesquieu, ce que Robert Dérathé a fait récemment pour J.-J. Rousseau. M. Fyot montre comment Locke a pu lier, dans son étude des institutions politiques anglaises, la conception germanique du droit naturel, la philosophie rationaliste moderne et la tradition des écrivains politiques anglais qui avaient fondé le droit constitutionnel sur la notion de *trustee* (mission confiée par le peuple au roi), sur l'obligation pour l'individu de se soumettre aux décisions de la majorité et sur la séparation des pouvoirs, garantie de l'équilibre entre les fonctions de l'Etat. Relevons que par G. Lawson, Hooker et l'évêque Poynt (*Treatise of Political Power*, 1556), Locke se rattache à la lignée des penseurs politiques anglais sur lesquels la traduction du *Defensor pacis* de Marsile de Padoue, publiée à l'instigation du

chancelier Thomas Cromwell, à Londres, en 1535, a exercé une influence indéniable, comme l'avait montré naguère A. Passerin d'Entrèves.

S. Stelling-Michaud

FABRE D'OLIVET, *La vraie maçonnerie et la céleste culture*. Texte inédit, avec introduction et notes critiques par Léon Cellier. Paris, Presses universitaires de France, 1952 (Publications de la Faculté des Lettres de Grenoble, 6). — Antoine Fabre d'Olivet (1767—1825) appartenait à une famille de huguenots cévenols qui s'était enrichie à la fin de l'Ancien Régime dans la fabrication des bas de soie. Comme la plupart de ses coreligionnaires, il accueillit avec enthousiasme les débuts de la Révolution et en blâma ensuite la politique, dont une des conséquences fut pour lui la ruine. Il avait beaucoup plus de goût pour les lettres et les sciences que pour le négoce, et c'est à elles qu'il demanda alors ses moyens d'existence. Ni son talent, médiocre, ni les vicissitudes de sa vie, ni ses volte-face politiques ne suffiraient à retenir sur lui l'attention de la postérité, car ils sont légion ceux qui, comme lui, après avoir commencé par chanter les sans-culotte, ont fini par encenser Louis XVIII. Mais, comme fondateur et prédicateur d'une des nombreuses « nouvelles religions » écloses entre Louis XVI et Louis-Philippe, Fabre d'Olivet est un personnage dont l'importance a grandi au cours du XIX<sup>e</sup> siècle, tellement que, soixante ans après sa mort, les symbolistes le réclamaient comme un de leurs grands précurseurs.

Tantôt prôné, tantôt pillé, ou encore cité à contre-sens, Fabre d'Olivet était cependant resté très mal connu. Après l'importante étude que lui a consacrée M. Léon Cellier, actuellement maître de conférences à la Faculté des Lettres de Grenoble, cette ignorance n'aura plus d'excuses<sup>1</sup>. La tâche de M. Cellier était triple. Il lui fallait d'abord démêler, dans tout ce qui touchait à la vie ou à l'œuvre de son héros, la vérité de la légende ou de l'erreur. Ses longs et patients efforts ont été récompensés entre autres par la découverte d'un inédit de Fabre d'Olivet qu'il a publié avec beaucoup de soin : *La vraie maçonnerie et la céleste culture*. Il lui fallait aussi placer dans le temps les idées et les réalisations de Fabre d'Olivet, qui eut des disciples et un sanctuaire. C'est à juste titre que l'auteur attache une grande importance aux problèmes religieux ; Sainte-Beuve l'a dit : « Le XIX<sup>e</sup> siècle a débuté par une renaissance religieuse. » Enfin, il fallait rattacher le système de « Théodoxie universelle » de Fabre d'Olivet à la grande chaîne de l'histoire des religions. M. Cellier s'est acquitté de cette triple tâche de façon à mériter la reconnaissance de ses lecteurs.

C.-R. Delhorbe

RUEDI KEEL, *Die Demokratie im Denken Philipp Anton von Segessers (1817 bis 1888)*. Diss. Zürich. Juris-Verlag, Zürich 1950. 113 S. — Après une brève étude de la vie du grand homme d'Etat lucernois, chef de la minorité catholique conservatrice durant de longues années au Conseil National, M. Keel analyse en détail les théories de Segesser sur la démocratie : ce citoyen toujours attaché à son sol natal était un ardent défenseur du système démocrate-républicain dans de petites communautés politiques (*Kleinstaat*), où chacun

<sup>1</sup> *Fabre d'Olivet, contribution à l'étude des aspects religieux du romantisme*. Paris, Nizet, 1953.

peut comprendre tous les problèmes du groupe et décider en connaissance de cause de l'avenir de ses concitoyens qu'il connaît et dont il ne cherchera pas à brimer la liberté. Mais dans un Etat de plus grande envergure (la Suisse, par exemple, ou même les cantons), les circonstances sont différentes; il faut accorder le moins d'autorité possible aux pouvoirs publics, qui en abuseront certainement; leur puissance étant basée sur le suffrage universel, ils mépriseront fatalement les minorités; pour Segesser, le régime voulu par les quarantehuitards libéraux ou radicaux doit aboutir nécessairement à la tyrannie démocratique où les cantons catholiques, unanimes dans leur opposition, seront toujours vaincus et opprimés; ils n'auraient même pas le droit de veto lorsque leur population ne voudraient rien entendre de lois suisses contraires à leur nature. Seul un fédéralisme très poussé peut sauver les minorités. Le conservatisme de Segesser ne s'alliait pourtant pas à l'obscurantisme. Conscient des transformations du pays et fervent démocrate, Segesser ne voulait à aucun prix d'un retour au système électoral censitaire ou à l'anarchie de l'ancienne Confédération.

Le mérite de M. Keel est grand d'avoir fouillé toute l'œuvre de Segesser pour en tirer une analyse claire et bien ordonnée de sa pensée. L'homme politique lucernois n'a jamais écrit d'ouvrage théorique; il a exprimé ses croyances et ses idéaux dans des études historiques, des discours, des écrits politiques sur les problèmes du moment ou dans sa correspondance. M. Keel insiste à plusieurs reprises sur l'aspect pragmatique de son œuvre. Il aurait dû tenir compte davantage de ses propres observations: sorties de leur contexte, les théories de Segesser paraissent intemporelles, incomplètes, peu nuancées, parfois étranges. Jamais la moindre allusion aux événements qui leur ont donné naissance ne vient éclairer le lecteur. C'est pourquoi le livre de M. Keel intéressera les spécialistes de Segesser et de l'histoire du catholicisme conservateur, mais restera fermé à qui cherche à comprendre la naissance et les premiers pas de la Suisse moderne. Cette étude, qui est d'ailleurs une thèse de droit et non d'histoire, ne se soucie pas des circonstances et des luttes politiques de l'époque; ce sont elles seules pourtant qui expliquent la pensée de Segesser.

André Lasserre

HANS JOACHIM SCHOEPS, *Das andere Preußen*. Friedrich Vorwerk Verlag, Stuttgart 1952. 358 S. mit 6 Abb. — HANS VON HENTING, *Der Friedensschluß. Geist und Technik einer verlorenen Kunst*. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1952. 319 S. — In einer Zeit, da man versucht, Bismarck als christlichen Staatsmann zu «rechtfertigen», lohnt sich die Beschäftigung mit einem Buch von Hans Joachim Schoeps über «Das andere Preußen». Es analysiert Gestalten der religiös verankerten Opposition gegen Preußens Aufstieg zur Großmacht, es schildert den Ideengehalt von Bismarcks Außenpolitik zwischen Olmütz und Krimkrieg, es vermittelt Briefe an Ludwig von Gerlach und bietet Bibliographien für Gerlach und Heinrich Leo. Besonders ein Blick auf die erstgenannte Persönlichkeit gestattet Zweifel an dem christlichen Gehalt von Bismarcks Wirken. Unter Friedrich Wilhelm IV., dem einzigen Schwärmer unter den Hohenzollern, gelangte Gerlach zwar zu bescheidenem Einfluß. Später wurde er als angeblich reaktionärer Phantast isoliert, und namentlich gehörte er, in Treue zu den pietistischen Lehren, die auch Bismarck einmal vertreten hatte, zu der kleinen Opposition gegen die Umgestaltung und Aus-

weitung des Königreichs unter Wilhelm I. Er stellte die revolutionäre Kodifikation, auch wenn sie mit dem Schein des Gottesgnadentums umgeben war, in Gegensatz zur soliden Legislation. Er behauptete die Begrenzung des königlichen Rechts durch das Recht der Untertanen und die Pflicht zum Widerstand gegen jede Unrecht tuende Obrigkeit. Die Ausklammerung des Staates aus Gottes Gebot verurteilte er entschieden. Die deutsche Kaiserkrone vindizierte er den Habsburgern, nicht dem preußischen König. Deshalb war ihm der Krieg gegen Österreich ein Greuel, und in der Annektion Nassaus oder der alten Reichsstadt Frankfurt a. M. sah er nur preußische Ländergier. Ganz allgemein warf er der Außenpolitik Bismarcks vor, daß sie nur auf die Konvenienz, nicht auf das Recht abstelle.

Unter dem Einfluß der Amerikaner hat in einzelnen Ländern Europas jene «politische Wissenschaft» ihren Einzug gehalten, welche Fritz Fleiner in seinen Reden und Aufsätzen nur mit allgemeinen Andeutungen voraus sagte — eine Mischung von Geschichte und Soziologie, Statistik und Jurisprudenz im Dienste praktisch-politischer Ziele. Ausfluß dieser neuen Lehre ist auch das Werk *Heinrich von Hentings* über «*Der Friedensschluß, Geist und Technik einer verlorenen Kunst*». Es geht von der Annahme aus: «Über konkrete Friedensbedingungen mag man streiten. Die Psychologie und Technik des Friedens aber ist objektiver Prüfung zugänglich, und hier kann mit der Lehre vom Frieden ein Anfang gemacht werden. Sie kann vielleicht noch verhindern, daß der Krieg zum Selbstzweck, und die Zerstörung dessen, was wir fürchtend hassen, Ideal wird.» Dieser Voraussetzung entsprechend, schildert Henting zunächst verschiedene Formen und «Philosophien» des Friedens, um dann einige konkrete Beispiele des Friedensschlusses zu untersuchen. Dann folgen Hinweise auf die Vorstufen des Friedens, auf die richtige Art, den Ort, den Zeitpunkt, das Programm, den Ton der Verhandlungen zu wählen und die öffentliche Meinung für eine Verständigung vorzubereiten. Auch Stellung und Herkunft, Charakter und Wissen der Unterhändler kommen zur Sprache, sowie die hohe Kunst, den einmal geschlossenen Vertrag gegen innere Schwächen und äußere Widersacher zu erhalten.

Kein Zweifel — Hentings Anliegen ist bedeutend und aktuell. Auch daß die Vertiefung in das Werk erheblich zum Selbstverständnis unserer Zeit und ihrer Lenker beitragen kann, bedarf keiner besondern Begründung. Aber der Leser muß sich klar darüber sein, daß hier nicht Geschichte um der Erkenntnis willen vorgetragen, sondern nur die Historie in den Dienst an politischen Zwecken gezwungen wird, was immer Bedenken wecken muß, gleichgültig, wie wertvoll diese Ziele ethisch oder auch nur sozial und politisch sein mögen. Zudem wird gerade der Historiker daran zweifeln, ob der Friedensschluß eine Kunst sei, deren Psychologie und Technik sich erlernen lasse. Zum mindesten gewährleistet diese Technik allein noch keinen dauerhaften Friedensschluß. Eine Binsenwahrheit — aber angesichts des ungeheuren Vertrauens, welches die Neue Welt und auch die in den Vereinigten Staaten wirkenden Europäer, wie Henting, auf die gestaltende und läuternde Kraft der Vernunft, des Wissens, des mit Kenntnissen gesättigten Verstandes setzen, darf sie an dieser Stelle nicht verschwiegen werden.

Georg C. L. Schmidt